

36] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Im Vorbeigehen fing Frau Rharv einige dieser Redensarten auf. Voller Entrüstung sagte sie, daß sie ihm mit ihrem Sonnenschirm die Augen ausstechen möchte. Die Gruppe ging vorbei, und Herr Perron beruhigte sie. Uebrigens ärgerten die Schmähungen auch die beiden Frauen, welche einen gemüthlichen Spaziergang hatten machen wollen. Aline hängt sich schließlich an Chaussy's Arm und sagte:

„Sei doch schon ruhig, alles sieht auf uns! Merkst Du denn nicht, daß man sich schon über uns lustig macht...? Ich habe jetzt gerade genug von der Sache! Man wird ihn freisprechen! Um so besser! Du wirst schon anderen Stoff für Deine Artikel finden...“

Chaussy schimpfte, daß die Frauen von nichts eine Ahnung hätten, aber sein großer Zorn begann zu verfliegen. Als sie aus der oberen Allee heraustraten, trafen sie Charreire und Lavenne, die von der anderen Seite der Kaskade kamen. Chaussy wurde von neuem wütend.

„Einmal fällt der mir doch noch in die Hände,“ schrie er und zeigte auf Charreire. „Und daß er es dann nicht gut hat, das können Sie mir glauben! Freue Dich noch nicht zu sehr, mein Freundchen, Deine Aussage gestern kommt Dich noch teuer zu stehen!...“

Balens brachte ihn noch mehr in Harnisch, als er von dem Westruf Charreires sprach: die Kritiken aller Länder begrüßten in ihm einen Nachfolger Taines und Renans... Er erneuerte das Studium einer der leidenschaftlichsten Perioden der Geschichte... Ueberall lobte man seine Berichte, die Kraft seiner Gedanken, seinen Stil...

Chaussy unterbrach ihn durch eine Grobheit, die er zehnmal hintereinander wiederholte. Auf den Wegen hielten drei kleine Zungen in ihrem Spiel inne, um voller Entzücken dem feinen Herrn, der wie ein Fuhrknecht schimpfte, zu lauschen.

Daß sie einen solchen Zorn verursacht hatten, ahnten Charreire und Lavenne nicht, als sie die Allee de Ceres hinuntergingen. Bald schlugen sie einen der schmalen Pfade ein, die nach dem Bosket de l'Etoile führen und immer dunkler werden. Kein Spaziergänger hatte sich bis hierher verloren. Staun drang noch aus der Ferne Kindergeschrei. Die beiden Männer, die sich zum erstenmal einander genähert hatten, waren bewegt; bei dem einen kam die Erregung aus dem Herzen, weil es sich um einen Freund handelte, bei dem andern sprach der Verstand und der Sinn für Menschlichkeit. Charreire hatte nie den geringsten Zweifel an der Unschuld Vermantes' gehabt, Lavenne hatte keinen mehr. Sie betrachteten diesen großen, komplizierten und tragischen Prozeß im ganzen, wie man ein Stück Geschichte ansehen würde, in das man selbst hineingemischt ist. Charreire, ein ausgezeichnete Logiker, beruhigte sich über die Lösung und zählte die Gründe für ein günstiges Verdict auf, aber Lavenne war mißtrauischer und zweifelte an dem gesunden Menschenverstand und der Rechtlichkeit der Menschen. Für ihn waren die drei ereignisreichen Tage vor allem „literarischer Stoff“, wie er alles von diesem Gesichtspunkte aus sah. Seinem scharfen Verstand, der nur durch den Verstand beeinflusst war, lag aber alles Grausame, Verächtliche und Erniedrigende fern. Als Charreire in großen Zügen eine glänzende Verteidigungsrede entwarf, rief Lavenne:

„Zweifellos haben Sie recht, aber da ist die Lösung nicht zu suchen. Die Geschworenen sind für solche Erörterungen, wie die von Ihnen angestellten, wenig zugänglich, sie sind impulsiv, gewöhnlich Neulinge, von ziemlich einfachem Verstande, von vorgefaßten Meinungen erfüllt. Der Grundgedanke der Debatte entgeht ihnen wohl. Der heutige Theatercoup steht jetzt für sie im Vordergrund. Wie sind sie davon beeinflusst? Das müßte man wissen, um ihr Verdict prognostizieren zu können!“

Charreire antwortete:

„Können wir den Eindruck, den sie empfangen haben, nicht nach dem unseren beurteilen oder nach demjenigen des Publikums? Und das haben wir gesehen, der ist ausgesprochen günstig...“

„Wird das bis morgen andauern...? Wird es der Ueberlegung standhalten? Machen Sie sich klar, daß diese Szene, die uns so heftig packte, eine Liebesszene war. Nichts wird nun in Wirklichkeit schlechter aufgefaßt als die Liebe. Für die meisten existiert sie nur physisch, nicht psychisch. Die meisten Wesen haben sie nur so verstanden, für sie ist Liebe etwas Schamhaftes und Abgeschmacktes, über das man mehr lacht als sich erregt: Poffenstoff! Begreifen wir die Liebesgeschichten unserer Freunde?... Nie... Wenn sie mit irgendeinem Skandal enden, fühlen die Wesen das Lächerliche mehr als das Schmerzliche...“

„Es scheint mir doch, daß wir soeben bis ins Mark erzitterten...“

„Sie, ich, einige Phantasten wie wir!“

„Nein, nein, der ganze Saal — Bürger, Soldaten, Arbeiter... ich fühlte auch, wie sie bebten, ich bin dessen sicher!“

Lavenne zuckte die Achseln:

„Weil ein Menschenleben auf dem Spiel steht!“ meinte er. „Der Gedanke an die Guillotine versetzt sie immer in Aufregung... Aber im Grunde sind sie Tiger: sie sehen gern Blut, und das ist die einzige Gelegenheit, ihnen den Anblick zu gewähren! Vermantes und Frau d'Entraque kamen ihnen wie die Hauptfiguren eines Trauerspiels vor, und die Menge war so gerührt, als wenn es ihr im Theater vorgespielt würde! Aber nachher? Nichts geht schneller, als diese Helden in einem Augenblick als ein gemeines Paar zu verkleiden! Vielleicht vollzieht sich diese Metamorphose schon diese Nacht in den mittelmäßigen Hirnen der Geschworenen. Ich will gern zugeben, daß sie brave Leute voll bester Absichten sind, gelegentlich sentimental, aber sie urteilen nach Kategorien. Dann unterhalten sie sich mit ihren Frauen und ihren Freunden, deren Meinung sich nach den Zeitungsberichten gebildet hat. Die einen sagen: Dieser Mensch ist ein Abenteurer, jene: diese Frau kennt keine Scham. Sie möchten nicht die Narren sein. Wir wollen annehmen, daß ihre günstiger Eindrücke über Nacht schwinden, und wenn Autor sie morgen zu nehmen versteht, wird es ihm ein leichtes sein, sie zu gewinnen!“

Charreire wog einen Moment in seinem gerechten Geist die Argumente des Menschenfeindes; er sagte:

„Ich bin vertrauensvoller als Sie! Ich hege eine bessere Meinung von diesen zwölf ehrenhaften und gerechten Männern, die ihre ganze Intelligenz aufbieten werden, um zu verstehen... Vielleicht schätzen Sie den Intellekt zu hoch, um für die einfachen Leute genug übrig zu haben... Diese wissen nicht immer zu begründen, was sie denken, sie werden aber von einem Instinkt geleitet: Das ist ein besserer Führer als die Ueberlegung... Ihr Instinkt wird ihnen die Wahrheit zeigen... Ich bin sicher, daß er ihnen diesen fürchterlichen d'Entraque klarmacht, der vor Lüge trieft...“

Jetzt pflichtete Lavenne bei.

„Das ist unsere beste Karte!“ rief er. „Ein unangenehmer Zeuge von seiten der Anklage ist der beste Trumpf für die Verteidigung. Aber schließlich, wer weiß? Vielleicht finden zwei oder drei dieser Männer, daß die Rache sehr geschickt angelegt war. Und wenn es gar die Einflußreichsten wären.“

Charreire betrachtete ihn unruhig und erstaunt und antwortete nicht. Sie gingen im gleichen Schritt mit ganz verschiedenen Gedanken noch einige Augenblicke auf dem schmalen Fußpfad und bogen in die mit Gras überwucherte breite Allee du Petit-Pont ein. Charreire sagte plötzlich:

„Ob der Unglückliche die zwei Schüsse gehört hat? Ob er schon weiß, was seine Rettung kostet?“

Lavenne schauerte zusammen; er sah das Opfer im Gausflur des Gerichts zwischen der neugierigen Menge. Er sah die weiße Schönheit der Schultern, die brutal entkleidet worden waren, das bleiche Gesicht unter dem abgerissenen Schleier, das Blut, das von der linken Brust herabtröpfelte, den zusammengebrochenen biegsamen Körper, wie losgelöst, da ihn das Leben schon verließ, und der Tod noch nicht starr gemacht hatte. Er stellte sich das Maß der Liebe vor, die über diesem Drama schwebte und es schon seit langem vorbereitet hatte... schon in jener Zeit, wo die beiden Helden noch gar nicht existierten und bereits in jene Epoche zurückgriff, von der Luise Donnaz' zitternde Stimme berichtet hatte, und er sagte:

„Bewahren Sie dem armen Mann Ihre Freundschaft... Die Freiheit wird vielleicht härter als das Gefängnis für ihn sein, das Leben grausamer als der Tod für diejenige, die er liebte! —“

21. Kapitel.

Herr Rutor war ein gewandter Mann, aber diesmal hatte er kein Vertrauen zu sich. Er hatte seinen Antrag auf die Zeugenaussage d'Entraques begründet. Diese Basis fehlte ihm plötzlich, und er stand vor der Alternative, auf die Anklagerede zu verzichten oder eine neue auszuarbeiten. Er wollte keinen übereilten Entschluß fassen, nicht schnell etwas Improvisiertes hersagen, und bat deshalb um eine Verladung. Bei reiflicher Ueberlegung fühlte er jedoch, wie schwer die Wahl für ihn war. Nach allen Richtungen hin prüfte er neue Argumente, und da er nicht das Glück hatte, einen triftigen Schuldbeweis zu finden, wurde er wieder von den früheren Zweifeln gepackt. D'Entraques Aussage war für ihn entscheidend gewesen, weil sie allein jenen bestimmten Charakter hatte, der sich der Gewißheit näherte. Sie stürzte zusammen; nicht einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, sie aufrechtzuerhalten oder sie durch Allegeleien herzustellen.

Andererseits war das Liebesverhältnis mit der Frau eines Freundes ein neuer ungünstiger Zug für den Charakter von Lermantes. Der materielle Beweis eines Verbrechens schwand, jedoch wurde das Verbrechen wahrscheinlicher, wenigstens in seinen Augen. Ein weniger strenger Moralist und feinfühligere Psychologie hätte aus dieser Liebesgeschichte wohl nicht so harte Schlußfolgerungen gezogen. Aber Herr Rutor war ein Mann der Tatsachen, für ihn hatten sie eine so genaue Bedeutung wie Zahlen. Deshalb wirkte diese Liebesaffäre wie ein neuer Beweis, der sich dem Ganzen, das schon andere und ähnliche Züge Lermantes enthüllte, würdig anreichte. Hatte man ihn nicht schon als skrupellosen Geschäftsmann kennen gelernt, als gewagten Spekulanten, als Benußmenschen mit leichter Moral? Nun kam noch das ehebrecherische Verhältnis hinzu, das Maß war voll. Wurde ein Mensch, der schon so viele Missetaten und Abscheulichkeiten begangen hatte, in die Enge getrieben, verwandelte er sich schnell in einen Verbrecher. Denn von der Fähigkeit, eine solche Gemeinheit begehen zu können, bis zu ihrer Ausführung war nur ein Schritt. War die Tatsache aufgestellt, brauchte die Absicht nur ausgeführt zu werden. Das Verbrechen schien das Zusammenwirken aller aufgehäuften Schwächen und Fehler. Es war spontan erfolgt, vielleicht in einer Minute, in der sich eine Gelegenheit bot, und es war durch dumpe, düstere Arbeit vorbereitet, welche uns manchmal Handlungen begehen läßt, die unser Verstand noch nicht völlig erfaßt und bearbeitet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gute Qualität.

Von John Galsworthy, autorisierte Uebersetzung von L. Leonhard.

Ich kannte ihn schon seit meiner frühesten Jugend, denn er machte die Schuhe meines Vaters; in einer kleinen Seitengasse, die heute nicht mehr existiert, damals jedoch im besten Teile des West-ends gelegen war, besaf er gemeinsam mit seinem älteren Bruder zwei kleine, ineinander führende Läden.

Diese Wohnung zeichnete sich durch eine gewisse ruhige Vornehmheit aus; nirgend stand angeschrieben, daß er Hoflieferant sei, nur der einfache deutsche Name „Gebrüder Gehler“ war über der Tür zu lesen, und im Schaufenster erblickte man nur wenige Paar Schuhe. Ich erinnere mich, daß mich der Gedanke nicht losließ, warum immer die gleichen Schuhe ausgestellt waren, denn er arbeitete nie auf Lager, sondern nur auf Bestellung und es schien ganz unbegreiflich, daß seine Schuhe nicht gepaßt hätten. Hatte er sie am Ende für das Schaufenster gekauft? Auch das schien mir unbegreiflich. Unter keinen Umständen würde er in seinem Hause ge-duldet haben, die nicht von ihm selbst gearbeitet war. Und zudem sahen sie viel zu schön aus: — Ein Paar Lanzpantoffeln, so fein und zierlich, ein Paar Lackschuhe mit Stulpen aus Luch, bei deren Anblick einem das Wasser im Munde zusammenlief, die hohen braunen Reitstiefel von wunderbarem, matten Glanz, als wären sie, obwohl noch neu, schon hundert Jahre getragen worden. Solche Schuhe konnte nur einer hervorbringen, der ihre Seele ergründet hatte — so vorbildlich und vollendet waren sie als die Verkörperung des Ideals aller Fußbekleidung. Freilich kamen mir derlei Gedanken erst später, trotzdem mich bereits im Alter von etwa vierzehn Jahren, als ich zum ersten Male etwas bei ihm bestellen durfte, eine leise Ahnung von seiner und seines Bruders Würde beschlich. Denn Schuhe zu machen — solche Schuhe wie seine — sahen mir damals und scheint mir noch heute etwas Geheimnisvolles und Wunderbares.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich ihm eines Tages meinen jugendlichen Fuß hinhielt und schüchtern dazu bemerkte:

„Ist es nicht furchtbar schwer, solche Stiefel zu machen, Mr. Gehler?“

Und sein von einem roten Bart umrahmtes Antlitz verzog sich plötzlich zu einem Lächeln, als er zur Antwort gab: „Es ist eine Kunst!“

Fast sähen es, als wäre er selbst aus Leder gemacht, denn sein Gesicht war gelb und runzelig, sein geträufeltes Haar und sein Bart rötlich, tiefe Furchen zogen sich bis zu den Mundwinkeln hinab, und seine Stimme klang rau und eintönig; Leder ist eben ein wider-spenstiges Material, es ist zäh und läßt sich nur schwer verarbeiten. Und diese Eigenschaften standen auch in seinem Gesicht geschrieben, nur die graublauen Augen verrieten den stillen Ernst eines Mannes, den ein geheimes Ideal erfüllt. Sein älterer Bruder war ebenso fleißig und sah ihm ebenso ähnlich — wenn auch alle Züge an ihm verschwommener und blässer waren —, daß ich als Junge oft nicht recht wußte, mit welchem von beiden ich's eigentlich zu tun hatte, bis die Unterredung zu einem Ende kam. Blieben dann die Worte „Ich werde meinen Bruder fragen“ aus, so wußte ich, daß er es war, wurden sie dagegen geäußert, so war's sein älterer Bruder.

Als man älter ward, und es in seiner Räßigkeit mit dem Vergleich von Rechnungen nicht mehr so genau nahm, vergaf man auch sonderbarer Weise niemals, die Rechnungen der Gebrüder Gehler zu bezahlen. Man hätte sich geniert hineinzugehen, und während seine blauen Augen einen durch die Stahlbrille ansahen, den Fuß zum Mahnahmen auszustrecken, wenn man ihm — sagen wir — mehr als zwei Paar Schuhe schuldig gewesen wäre; aber bei solch einer kleinen Schuld hatte man gerade noch das beruhigende Gefühl, sein Kunde zu sein.

Denn ihm allzu oft Bestellungen zu geben, war ausgeschlossen — seine Schuhe waren unbertwüßlich, sie schienen für die Ewigkeit gemacht zu sein. Man hätte beinahe sagen können, der Meister habe es ihnen bei der Arbeit eingehämmert, nie zu zerreißen.

Zu ihm ging man nicht so geschäftsmäßig wie in die meisten anderen Läden, etwa mit dem Gefühl: Nachdem Sie mich bedient haben, sind wir miteinander fertig, sondern man trat gesammelt ein wie in eine Kirche, nahm auf den einzigen Holzstuhl Platz, der sich dort befand, und wartete, denn es war nie jemand zur Bedienung da. Bald erschien dann sein oder seines älteren Bruders Gesicht, welches über das Geländer des dunklen Treppenschachtes, der zur Werkstatt empor führte und angenehm nach Leder roch, herab-blickte. Hierauf ein Häupern, schlürfende Tritte eines Mannes in Westpantoffeln auf der engen Stiege, und er stand vor uns, ein wenig gebückt, ohne Rock, in einer Lederschürze und mit zurückgeschlagenen Hemdärmeln, und blinzelte mit den Augen, wie eine vom Tageslicht geblendete Gule, als hätte man ihn aus einem schönen Traum von seinen Schuhen aufgeschreckt, und als wäre er ärgerlich über diese Störung.

Und ich fragte dann: „Wie geht es Ihnen, Mr. Gehler? Könnten Sie mir ein Paar russische Lederstiefel machen?“

Ohne ein Wort zu sagen, ging er wieder die Treppe hinauf oder in den anderen Teil des Ladens, und ich blieb ruhig auf dem Holz-stuhl sitzen und atmete mit Borne den Weihrauch ein, der das ganze Haus erfüllte. Bald kam er dann zurück, ein Stück goldbraunes Leder in der mageren feingeaderten Hand. Den Blick darauf gehftet, bemerkte er: „Ein wunderschönes Stück!“ Nachdem auch ich es be-wundert hatte, sprach er wieder: „Wann müssen sie fertig sein?“ Und ich antwortete gewöhnlich: „O, sobald es Ihnen möglich ist.“ Worauf er frug: „Morgen in vierzehn Tagen?“ Oder wenn es sein älterer Bruder war: „Ich werde meinen Bruder fragen.“

Dann murmelte ich: „Danke! Guten Morgen, Mr. Gehler!“ „Guten Morgen!“ gab er zurück und betrachtete noch immer das Stück Leder in seiner Hand. Und beim Hinausgehen hörte ich, wie er in den Westpantoffeln die Treppe wieder hinaufschlürfte, um oben den Raum von seinen Schuhen weiterzuträumen. Wenn er mir jedoch eine neue Art von Fußbekleidung anfertigen sollte, so pflegte er allerdings mehr Zeremoniell zu beobachten — dann zog er mir meinen Schuh aus, hielt ihn lange in der Hand und sah ihn mit kritischen und doch liebevollen Blicken an, als gedächte er der Be-geisterung, mit welcher er ihn einstens schuf, und als tadelte er zugleich die sorglose Art und Weise, in der man mit einem solchen Meisterwerk umsprungen war. Dann stellte er meinen Fuß auf ein Blatt Papier, fuhr zwei- oder dreimal mit dem Bleistift um ihn herum und betastete mit nervösen Fingern meine Zehen, wobei er mein innerstes Bedürfnis herausfühlen wollte.

Ich kann den Tag nicht vergessen, an dem ich mich veranlaßt sah, ihm zu sagen: „Hören Sie, Mr. Gehler! Das letzte Paar Schuhe knarrt.“

Er schaute mich einen Augenblick an, ohne zu antworten, als erwartete er, daß ich den Vorwurf zurücknehmen oder wenigstens mildern würde. Dann sagte er:

- „Sie hätten nicht knarren dürfen.“
- „Sie taten's aber doch!“
- „Sie ließen sie vielleicht vorzeitig naß werden?“
- „Ich glaube nicht.“

Darauf sah er zu Boden, als ob er in der Erinnerung nach diesen Schuhen suchte, und es begann mir aufrichtig leid zu tun, daß ich eine so ernste Angelegenheit zur Sprache gebracht hatte.

„Schiden Sie sie zurück!“ sagt er, „ich will sie nachsehen.“

Ein Gefühl des Mitleids für meine knarrenden Schuhe stieg in mir auf, so gut konnte ich mir vorstellen, wie er sich mit langem sorgenvollen Blick forschend über sie beugen würde.

„Es gibt Schuhe,“ erklärte er langsam, „die von Geburt an nichts laugen. Wenn ich mich mit ihnen machen kann, will ich sie von Ihrer Rechnung streichen.“

Einmal (nur ein einziges Mal) ging ich, ohne daran zu denken, in seinen Laden in einem Paar Schuhe, die ich in einem großen Geschäft hatte kaufen müssen, da ich sie unvertauscht brauchte. Diesmal nahm er meine Bestellung entgegen, ohne mir Leder zu zeigen, und ich konnte fühlen, wie sein Blick meine minderwertige Fußbekleidung gleichsam zu durchdringen schien. Schließlich sagte er:

„Die Schuhe da sind nicht von mir.“

Seine Stimme klang weder jorngig noch sorgenvoll, ja nicht einmal verächtlich, aber er sprach mit solch eisiger Ruhe, daß es einem dabei kalt über den Rücken lief. Er beugte sich nieder und wies mit dem Finger auf eine Stelle, wo der linke Schuh, in dem Bestreben modern zu sein, nicht bequem sah.

„Da drüht's,“ sagte er. „Diese großen Geschäfte haben kein Verantwortlichkeitsgefühl. Schund!“ Und dann schien er plötzlich aufzutauen und redete lange und mit bitteren Worten. Es war das einzige Mal, daß ich ihn über die Mühsal seines Berufes und die elenden Verhältnisse sprechen hörte.

„Denen fällt alles zu,“ sagte er, „nicht durch gute Arbeit, nur durch Kellame. Uns nehmen sie's weg, die wir unsere Schuhe lieben. So weit kommt's noch — bald werd ich ohne Arbeit sein. Jedes Jahr wird's schlimmer — Sie werden schon sehen.“ Und als ich in sein durchsüßtes Anlitz blickte, laß ich darin Dinge, die ich niemals zuvor bemerkt, bittere Kämpfe, bittere Erlebnisse — und wie grau mir auf einmal sein roter Bart vorfam!

(Schluß folgt.)

Vom Pirol.

Ich habe noch kein Bild gesehen, das den Pirol als Kirchschräuber zeigt — und doch wäre es für unsere nach kraftvollen Farbengegenständen suchenden Maler ein erfrischendes Stück Farbe: wie der Pirol im saftigen Grün des Kirchschräubers unter den tiefroten, vom Schmelz der Reife überglänzenden Kirschchen sitzt und schmaust und selbst wieder mit seinem prächtigen scharforange-farbenen Gefieder, aus dem sich die Schwingen und Schwanzfedern samt schwarz abheben, zu den anderen Farbönen im leuchtendsten Gegensatz steht. Ja, er ist ein Kirchschräuber, wenn auch nicht ein so gefährlicher wie der Kirschkernbeißer, denn es allerdings nicht um das frische Fleisch, sondern nur um den Kern geht, weshalb er denn mit der Zeit einen Schnabel bekommen hat, der fast die Dicke des Kopfes übertrifft. Unter seinen Titeln führt der Pirol auch den Namen Kirschvogel, daneben aber heißt er auch in der Flucht dieser vielen Namen: Diersel, Regen-lage, Weihrauch, Pirreule. Das Volk hat eben diesem nach seiner Färbung einzigartigen unter unseren Vögeln so viel Aufmerksamkeit geschenkt, daß fast jeder Landsteil dem Pirol, meist nach seinen verschiedenartigen Rufen, auch einen besonderen Namen gegeben hat. Die Norddeutschen, die ihn in ihren Wäldern um Pfingsten aus dem Süden erscheinen sehen, legen seinem Ruf den drohlichen Sinn unter: „Pfingsten Vier hol'n“ oder „Heiß du gesopen, so behalt ich“.

In den letzten Jahren ist der Vogel zahlreicher in deutschen Wäldern anzutreffen als früher. Trotz seiner großen Scheu vorm Menschen wagt er sich gar schon im Komplex größerer Städte mitten in ausgedehnte Parks und selbst in Gärten hinein, wo seine gelenden melodischen, unverkennbaren Rufe weithin erschallen. Auch im Berliner Tiergarten hört man sein schmetterndes „Piripriol“ in den Sommermonaten aus den Baumwipfeln niederklingen, und hin und wieder erschaut ein ausdauernder Vogelfreund auch mal den Anblick der goldig vorüberfliegenden Vögel. Wie nah diese so scheuen Goldvögel eventuell bei menschlichen Behausungen nisten, sah ich vor wenigen Jahren in einem verhältnismäßig kleinen Park in Steglitz, der allerdings zu einem unbewohnten Hause gehörte und so nur selten von Menschen betreten wurde. Es war aber nicht ein Pirol, es waren ihrer gleich drei, die dort den Gesang der übrigen Vögel und selbst der Drosseln oft mit ihren übermächtigen Stimmen bestimmen machten. Es waren offenbar zwei Männchen, die um ein Weibchen weiteiferten. Bei dem unruhigen Gejage des prächtigen Trios bekam man sie oft in einer Entfernung von zwei bis drei Metern vom Balkon aus zu sehen. In ihrer Eifersucht vergaßen sie alle Gefahr und heften sich gegenseitig durch die bis an die Fenster reichenden Zweige. Bereits kurz vor Sonnenanfang klangen ihre hellen Stimmen durch die erste Dämmerung des Tages, und den ganzen Tag über; selbst in der Schüle des Juli waren ihre Rufen laugesöhrt. Die für unsere Zone ungewöhnlich schönen Vögel sind außerdem sehr geschickte Nestbauer. Die Grundlage des Baues suchen sie stets zu einem Rebbeutler zu gestalten. Zu dem Zweck wideln sie lange Niden, die sie mittels des Speichels verleben, um den Ast und von hier aus an einen gegenüberliegenden Zweig, da sie mit Vorliebe eine Astgabel als Brutort wählen. Dann werden Hasern, Bast, halbtrockene lange Gräser, feine Ranken und Halme hineinverwoben und dazwischen geflochten. Zuletzt kommt ein tiefer napfförmiger Bau zustande, der durch die Feinheit seiner Arbeit ein kleines Kunstwerk unter unseren Vogelneestern darstellt.

Während der Brutzeit entpuppen sich die sonst so überreichen als sehr kühne, ja verwegene Verteidiger ihrer Brut. Bechuel-Löcher

erzählt von einem Pirolpäpchen, das sein Nest sehr niedrig vor einer Forsterei in Anhalt und kaum 15 Schritt von der Haustür angebracht hatte und allzu Neugierige durch Scheinangriffe und Lärmen vom Nest zu schrecken suchte. Pächler erzählt noch interessanter von einem Nest, das er täglich besuchte. Er jagte ungeniert das Weibchen vom Nest, um die Brut betrachten zu können. Gleich aber stieß das Weibchen ein langgehaltenes, kreischendes Geschrei, „ein wahres Kampfschrei“ aus, stürzte sich von dem nahestehenden Baum auf den allzu wißbegierigen Forscher hernieder, jauste ihm dicht am Kopf vorbei und setzte sich nah in seinem Rücken auf den nächsten Ast. Dann eilte das Männchen herbei und versuchte mit den gleichen „geflügelten Ohrfeigen“ den Forscher vom Nest zu vertreiben. Weibchen zeigte sich gleich mutig, beide gleich besorgt um Nest und Eier.

Der Pirol ist ein rechter Sommervogel, wenn man auch behauptet, er habe bei uns seine Heimat; er bleibt nur von Mai bis August. Die übrigen acht Monate zieht er es vor, im wärmeren Süden zu verweilen. Man sollte sich nicht durch die schöne Goldpracht des Gefieders verleiten lassen, den Vogel einzufangen. Denn seine Pflege ist eine recht schwierige, schon da es sehr schwer hält, ihn von der Fütterung mit frischem Obst, Trauben, Kirschchen usw. allmählich an Weichfutter zu gewöhnen. Dann aber ist das glänzende Gefieder, worauf es dem Liebhaber hauptsächlich ankommt, schon meist nach der ersten Rauser hin, wenn sie diese überhaupt überstehen.

A. R.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Hodlers Wandgemälde in Hannover. Die Stadt Hannover hat in ihrem neuen Rathause dem Schweizer Maler Hodler eine Wand zur Verfügung gestellt, auf der er einen wichtigen Vorgang aus der Stadtgeschichte darzustellen hat. Da Hodler in erster Linie unter unseren Malern zur Lösung einer solchen Aufgabe berufen scheint, die über die übliche realistische Wiedergabe hinaus Konzentration und Rhythmisierung verlangt, so ist es von hohem Interesse, den Künstler beim Fortschreiten seiner Arbeit verfolgen zu können. Dies gestattet ein Auffatz, den Johannes Widmer in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ diesem Werke widmet. Widmer schildert den Verbeserungsprozess so:

„Der geschichtliche Text stellte den Künstler vor folgende Aufgabe: Nachdem die Wirten im sozialen und kirchlichen Leben des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts auch die Stadt Hannover schwer erschüttert haben, kommt es am 26. Juni 1533 zu einer Volksversammlung auf dem Markte. Im Auftrag des Rates und mit Zustimmung der Gemeinde sucht der Worthalter Dirk Arensbord darzutun, wie notwendig es sei, daß endlich wieder Ruhe und Einheit in die Stadt einkehren, daß Einheit im Glauben Einheit im Staat bedeute, und daß die Bürger, da sie doch offenbar in ihrer großen Mehrheit der Reformation anhängen, dies durch Handereheben bekunden und für die Gesamtheit verbindlich erklären möchten. Dieses geschah. Eine Bemerkung des Textes, Dirk Arensbord sei, um zu reden, auf einen Mod gestiegen, gab das zentrale Motiv des Redners, um den sich die überlebendigen Gestalten in einer zentralen Komposition scharen: naturgemäß kam er über die mittlere Türöffnung zu stehen. Das führte auf jenen Augenblick der Ueberlieferung, wo unter dem Eindruck von Arensbords Rede sämtliche Gemeindeglieder mit gerechter Hand kundtun, daß sie zur Wohlfahrt Gemeiner Stadt den neuen Glauben annehmen wollen. Das ist eine weltliche Landgemeinde, die ihre bürgerliche Freiheit auch auf Glaubensfragen zu erstrecken gemillt ist. . .

Das Gemälde hat sich in den fünfviertel Jahren, in denen Hodler daran arbeitete, gründlich verändert. In einigen ersten Zeichnungen versuchte er die Gemeinde in einige kühne, leidenschaftliche, streitbare Gruppen zu zertrennen. Allmählich wurde sein Ziel, einen gedehnten Kreis erregter Leiber und ein langrundes Gewimmel ruhig wurzelnder oder rastlos bewegter Köpfe um den Sprecher herum als allumfassendes Gesialtungsmittel gegen die Eindönigkeit und Dunttheit zu gewinnen, immer schärfer verfolgt. In dem Maße wuchs der Redner, traten die Zuhörer vor ihm zurück. In dem Maße wurde das Ganze geschlossen und wurden die Gebärden wuchtiger. Zuletzt kam es so, daß Hodler seinen Fries mit einer Riesenhüte vergleichen durfte, von der der Redner das kräftige, auffallende, anziehende Mittelrund, die beiden Bürgerringe aber die Randblätter wären. Nun hatte er die starke Einheit. Nun durfte er unter ihrem schiveren Mantel die mannigfachen Erfindungen bergen. Und deren ist eine unabhägare Fülle da. Der Redner ist schon charakterisiert, nach seiner Gedankenreihe, nach seiner Rehnlichkeit mit Tell. Hodler hat ihn rastlos gezeichnet; sein Sohn hat ihm Modell gestanden; es ist des Künstlers innerlichste Schöpfung.

Während der Künstler an den einzelnen Gestalten herumarbeitete, tausend Zeichnungen herstellte, farbige Studien machte, Leiter auf und ab sie auf das Liniennetz der Riesenleinwand übertrug, wurde allmählich die Form in den zweiten Rang gedrängt. Auf den früheren Delfizzen herrschte ein geordnetes Bunt. Allmählich wich die Dunttheit einem braunroten Gesamton, der zuletzt einer beinahe düsteren aufladernden Flammenbasis gleichsah. Da fing auch die Uebertragung auf den endgültigen Walgrund an. Bis hierher and Hodler gleichsam im Wanne seines Marignano-bildes. Aber eines Tages strahlte die ganze Fläche in getragenem,

feierlichem Altgold. Nur der Redner behielt sein weinrotes Gewand. Dann leuchtete als wundertätige Folie zwischen und hinter all den goldenen Standbildern ein breites, reiches, tiefes Blau auf. Es griff um sich. Und zuletzt wurde es so, daß die Mittelgruppe vornehmlich auf Braun-Rot-Schwarz gestimmt war, während die Flügel jauchende Farbenstrahlen sind. Aufs feinste sind die motorischen Wirkungen des Farbensfestes ausgeprobt. Dies und die Ausgestaltung der Gesichter und der Hände war die meistenteils frohe Mühe der letzten Monate und Wochen."

Kulturgeschichtliches.

Selt same B ü c h e r w i d m u n g e n. Die Sitte der Bücherwidmungen oder Dedikationen, die schon bei den alten Griechen und Römern im Schwange war, hat ihre höchste Blüte in den Jahrhunderten polyhistorisch-barocker Gelehrsamkeit nach der Renaissance erreicht und damals die wunderbarsten und sonderbarsten Formen angenommen. Eine belustigende Auslese von Kuriositäten aus dieser Epoche bietet ein Aufsatz von Dr. Heinrich Klenz in der Zeitschrift für Bücherfreunde. Die Bücherwidmungen an hochgestellte oder reiche Persönlichkeiten mußten ja damals vielfach das heutige Schriftstellerhonorar ersetzen, und so ließen sie denn meist auf Velleiten hinaus. Der französische Jurist François Poitman erbot sich sogar, sein neuestes Werk dem zu widmen, der ihm hundert Taler dafür zahlen würde. Wie weit die demütige Untertänigkeit solcher Dedikationen im Zeitalter des Absolutismus ging, zeigt am besten die Widmung, die ein ernsthafter Gelehrter, der Direktor Leonhard Christoph Mühl, seiner Ausgabe von Ciceros Briefen an Vertraute im Jahre 1720 vorsetzte. Er redet hier den Präsidenten des Fürstentums Halberstadt, den Geheimrat von Samrath, also an: „Die Sonnenblume drehet sich nach der Sonne. Das Eisen lenket sich nach dem Magnet. Das niederträchtige Eisen schlinget sich an die hohen Fichtenbäume, und die schüchternen Mäusen wenden sich zu ihrem Apolline.“

Die Dedikationswut machte damals vor nichts Halt, und so darf man sich nicht darüber wundern, daß auch dem lieben Gott Bücher zugeeignet wurden. Gott und der Obrigkeit widmete der Danziger Pfarrer Johann Fald die 1681 von ihm zu Frankfurt a. M. herausgegebenen Vuhpredigten seines Vaters: „Die Zuschrift richtet er an die heilige Dreieinigkeit und zugleich an die irdischen Götter und Schilde auf Erden, oder die Danziger Stadtobrigkeit.“ Des großen Wiener Komponisten Anton Brudner letzte Sinfonie ist in aller Form dem lieben Gott gewidmet. Auch Christus wurde mit solchen Ehrungen bedacht. Der Jungfrau Maria hatte schon der Scholastiker Albertus Magnus den 20. Band seiner sämtlichen Werke zugeeignet. Als „der Jungfräulichen Kaiserlich Königlich Majestät alleruntertänigstes, allerdemütigstes und allererworfenstes Knechtle“ widmete 1610 ein Ingolstädter Arzt sein Buch „Der Allerheiligsten, Großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Frau Jungfrau Maria, gekrönten Kaiserin, des heiligen Reiches Großherzogin, geborenen Königin i. Israel, Fürstin von Juda“. „Seiner Wohl-Weh-Rabenschwarzen Teufelerei und Beelzebubischen Sataniageit zu beliebigem Gebrauche großmütigst gewidmet“ sind die 1788 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschienenen „Karikaturen“. Dem Tode hat Matthias Claudius seinen „Wandsbeker Voten“ und Schiller seine „Anthologie auf das Jahr 1782“ zugeeignet. Seinem Hündchen hat der französische Satiriker Paul Scarron eine seiner Schriften zugeeignet; ausdrücklich „an Niemand“ wendet sich der witzige Verfasser des „Lob des Nichts“. Einige nicht gerade bescheidene Autoren haben niemand Würdigeres für eine Dedikation gefunden als sich selbst.

Physiologisches.

Menschliche Kraftentfaltung. Sportleute, Athleten und alle, denen die Körperübung am Herzen liegt, sollten nie außer acht lassen, daß der Mensch, der eine physische Arbeit leistet, ein echter und rechter in Gang befindlicher Motor ist, dessen Funktionsbedingungen sich in nichts von denen der mechanischen Maschinen unterscheiden. Die Leistungsfähigkeit der menschlichen Maschine ist eine ganz außerordentliche, da sie bei dem trainierten Menschen einen Leistungsgrad von 30 Prozent ergibt, was nur die schwersten Dampfmaschinen der Industrie leisten, die eine Pferdekraft auf 43 Kilo Gewicht hervorbringen, während ein Menschenmotor von 67 Kilo Gewicht bis zu 500 Kilogramm in einer Sekunde liefern kann, d. h. 7,1 Dampfpferdekräfte. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß der menschliche Körper solche Kräfteanstrengungen nicht lange durchhalten vermag. Wenn man sich einen wirklichen Begriff von der gewöhnlichen Arbeitskraft unserer Maschinen machen will, muß man sich gegenwärtig halten, daß ein guter Arbeiter oder ein guter Fußgänger in acht Stunden eine mechanische Arbeit leisten könne, die 250 000 Kilogramm oder 3333 Pferdekraften gleichzusetzen ist. Das macht auf die Stunde 416 2/3 Pferdekraften, in einer Minute 7 Pferdekraften und in einer Sekunde 0,11 Pferdekraften, etwa 7 Kilogramm. Diese rechnerische Gegenüberstellung zeigt deutlich, daß man die stundenlang verlängerte Widerstandskraft in der Arbeit, nicht mit der außergewöhnlichen Kräfteanstrengung verwechseln darf, der ein Organismus ohne Schädigung nicht über Bruchteile von Sekunden hinaus Stand zu halten vermag. Die wirkliche Ueberlegenheit unserer Maschinen beruht ausschließlich auf ihre

Mannigfaltigkeit, auf die Verschiedenheit der Arbeiten, die sie zu verrichten vermag.

Ein Mitarbeiter des „Journal“ hat nun an der Hand eingehender Studien der Ergebnisse der athletischen Wettbewerbe interessante Berechnungen aufgestellt, denen er die Leistung eines Normalathleten von 1,67 Meter Größe und ein Gewicht von 67 Kilogramm zugrunde legt. Es sei daran erinnert, daß das Kilogramm eine Arbeitsleistung darstellt, die erforderlich ist, um ein Gewicht von 1 Kilogramm zu einem Meter Höhe zu haben, und daß die erforderliche Pferdekraft 76 Kilogramm gleichzusetzen ist. Danach liefert der Motor eines geschulten Athleten in 500 Sekunden eine mechanische Arbeit von 47,500 Kilogramm, d. h. 637 1/2 Pferdekraften. Das bedeutet 1/4 der Muskelarbeit, die ein geschulter Arbeiter in 8 Stunden verrichtet. Theoretisch würde der Athlet demnach das Pensum eines Arbeitstages in 40 Minuten erledigt haben, freilich nur theoretisch, denn in Wirklichkeit würde er aus der Probe in jammervoller körperlicher Verfassung hervorgehen. Bei größeren und schwereren Athleten erfahren die obengenannten Zahlen noch eine wesentliche Erhöhung.

Erdfunde.

Die Österreichische Antarktische Expedition. Dr. Felix König, einer der Teilnehmer an der Fildnerischen Südpolarexpedition, wird im kommenden Jahre mit der „Deutschland“ eine neue Expedition in die Antarktis unternehmen, über die er in der „Neuen Freien Presse“ spricht. Wir entnehmen seiner Darlegung des Reiseplans und des Reiseziels: Das größte Problem der Südpolarforschung, die Feststellung der Beziehungen zwischen den ost- und westantarktischen Landmassen, ist ungelöst geblieben, trotz Amundsens Fahrt zum Pol, trotz der Erreichung von 77 Grad 48 Minuten Süd und 84 Grad 39 Minuten West zu Schiff auf der deutschen antarktischen Expedition. Hypothesen hatten schon lange auf das Vorhandensein eines großen Festlandes in den Gebieten des südlichen Poles unserer Erde hingewiesen, bevor das erste Schiff in das südliche Eismeer gefahren. Mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnen die Anfänge der Erforschung der antarktischen Regionen.

Erst durch Shackletons kühnen Zug nach Süden erhielten wir Kenntnis von der Beschaffenheit des Innern der Antarktis, das Höhen unserer Alpen erreicht, ja sogar, wie Amundsen festgestellt, noch darüber hinaus, bis gegen 5000 Meter ansteigt. Auf dem Hinmarsch sah Amundsen auf 87 Grad südlicher Breite das letzte Land in nordöstlicher Richtung, das ihm auf dem Rückmarsch schon bei 88 Grad Süd in Sicht kam. Eine ungeheure Kette reichte sich Gipfel an Gipfel, soweit sein Blick reichte. Durchschneidet diese Kette den antarktischen Kontinent und hängt sie mit Coatsland zusammen, in dessen Fortsetzung die zweite deutsche antarktische Expedition Land gefunden? Ist der Westabhang dieses von Amundsen gesichteten Gebirgszuges ein Stück jenes mutmaßlichen Steilabbruches, mit dem Ostantarktis gegen Westantarktis absinkt, wenige Breitengrade nördlich des Pols? Die Lösung der Frage nach der Streichrichtung dieses Steilabbruches wird uns Aufklärung geben über die Tiefe des Eindringens der Weddellsee in die Antarktis, über die Beziehungen des Grahamlandes nach Süden, über die Beziehungen zwischen Ost- und Westantarktis. Diese Fragen auf geographisch-geologischem Gebiete sind nicht nur die größten Probleme der Antarktis, sondern auch die größten noch ungelösten unserer Erde.

Die zweite Deutsche antarktische Expedition gelangte zu Schiff bis 77 Grad 48 Minuten Süd, fand neues Land, nachdem sie bereits die zwei letzten Breitengrade im freien Wasser gefahren. Die „Deutschland“ traf einen außerordentlich starken Küstenstrom, der, von Nordosten kommend, die „Weddellsee“ im Süden umfließt und sodann nach Nordwesten abstreicht, das Eis mit sich führend. Dieser Strom, wie das nicht mehr als ein Jahr alte Meeris, das diese Expedition in der höchsten zu Schiff erreichten Einbuchtung der Weddellsee in dem antarktischen Festland gefunden und das mit Sommerbeginn aufgebrochen, verpricht die Möglichkeit einer abermaligen Erreichung dieses neuen Landes. Hierauf habe ich meinen Plan gebaut, von einer hier zu errichtenden Station aus die Erforschung und Erschließung der Antarktis zu unternehmen.

Hauptziel meiner Expedition wird die Erforschung der bisher noch vollkommen unbekanntem Teile der Antarktis im Gebiete der Weddellsee sein. Durch Schlitzenreisen, die ich von der hier zu errichtenden Station aus plane, will ich Klarheit in die Fragen bringen, die die genannten großen geographischen Probleme bedeuten. Es wird Sache der Hauptschlittenreise nach Süden sein, den vermutlichen Steilabbruch nach Süden zu verfolgen, um dessen Streichrichtung festzustellen sowie den etwaigen Zusammenhang mit den von Amundsen vom Hochplateau gesichteten, nach Nordosten streichenden Königin-Maud-Bergen. Diese Schlittenreise wird auch in der Lage sein, eine Fortsetzung von Grahamland polwärts, Beziehungstreife ein Abstreichen etwaiger Gebirgszüge vom Hochplateau aus nach Norden gegen Grahamland festzustellen. Eine zweite Schlittenreise wird nach Grahamland zur Aufklärung über den Charakter der Eisbarriere geplant. Eine dritte soll nach Ost-südosten vordringen, um Ausdehnung und Höhe des Inlandeises zu untersuchen.

König veranschlagt die Dauer der Expedition auf zwei Jahre. Verproviantiert wird sie auf drei Jahre.